

The background of the cover is a watercolor illustration of a dragon's head. The dragon has a crown with yellow and black details. Its scales are rendered in various colors including red, yellow, blue, and purple. The overall style is painterly and textured, with visible brushstrokes and a warm, golden-brown color palette.

MAF RÄDERSCHIEDT

DIE KÜSSE
DER FARBEN

Roman
LESEPROBE

Eifelbildverlag

MAF RÄDERSCHIEDT

DIE KÜSSE DER FARBEN



LESEPROBE

Eifelbildverlag

DIE KÜSSE DER FARBEN

»Den Löwen meines Herzens gewidmet«

Impressum

Text: Maf Räderscheidt

Lektorat: Stephan Everling mit Rosa Räderscheidt und Claudia Meyer

Layout & Gestaltung: Björn Pollmeyer

Titelgemälde & Zahlen: Maf Räderscheidt

Foto: Sven Nieder

Gedruckt in der Europäischen Union, Finidr, CZ

1. Auflage 2017

Eifelbildverlag, Daun, www.eifelbildverlag.de

ISBN 978-3-946328-24-7

Mein Dank gilt

Stephan Everling

für die Domptur meines Wortkarnevals

meinen Ko-Lektorinnen

Claudia Meyer und Rosa S.C. Räderscheidt

sowie

Sven Nieder,

der erste, der sich vollmutig zu meiner

Erzählung bekannte



E in Licht –
 Eine Farbe –
 Ein Pinsel –

Es braucht so wenig, um sich auf das Abenteuer Malerei einzulassen. Eine Welt entstehen zu lassen, die den Zauber des Ungesagten trägt und die Magie des Unbewussten. Gedanken Gestalt zu geben, die sich von den Höhen des Geistes in die Abgründe der Seele stürzen, die loben, Herzen, schmeicheln, um im nächsten Moment unnachgiebig zu verletzen. Dinge zu sagen, die nicht gesagt werden dürfen. Wege zu zeigen, die nie begangen wurden.

Es gibt Menschen, die machen keine Kunst, die sind Kunst. Maf Räderscheidt ist so eine. Was sie in die Hand nimmt, wird einzigartig, wird Kunst. Einen Schrank mit einem Exzentrerschleifer von der Farbe befreien? Stattdessen entsteht ein Paar, das durch die Nebel der englischen Moore tanzt. Ein Bild mit der Post versenden? Mitunter hängen die überraschten Adressaten die gerahmte Verpackung neben das neu erworbene Gemälde, so außergewöhnlich ist sie.

Und das alles ist keine Attitüde, es ist echt, es ist authentisch. Es ist gelebte Realität im Alltag, wie ich oft und mit nie enden wollender Faszination erlebe. Es ist Konsequenz in Stil und Wahrnehmung und hat nichts mit der so oft künstlich zelebrierten »Kreativität« zu tun. Es ist ihr Leben, jederzeit und immer.

Es dürfte kaum ein künstlerisches Genre geben, in dem Maf Räderscheidt nicht ihre Klasse bewiesen hat – Radierung, Videos, Performances, Skulpturen, Installationen, Aquarell. Hier beweist sie die gleiche Souveränität wie ein Musiker, der ohne jahrelange Übung jedes Instrument zu spielen vermag. In ihrer Vita weist sie eine Vielzahl von Einzel- und Gruppenausstellungen aus.

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Maf Räderscheidt auf der Feld der Bildenden Kunst bewegt, wurde ihr in die Wiege gelegt. Die Geschichte ihrer Großeltern, des Künstlerpaars Marta Hegemann und Anton Räderscheidt, ist oft beschrieben worden. Es waren die Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs. Dadaismus, Surrealismus und Neue Sachlichkeit veränderten die Sichtweise der durch die Kriegsschrecken traumatisierten Generation. Auch die politischen Auseinandersetzungen in den Zwanziger Jahren prägten die Bilder der jungen Künstler in Köln. Wilde Künstlerparties am Hildeboldplatz, die Armut und die Freiheit des Daseins in der Freien Kunst lebten auf in den Erzählungen des Sohnes Johann, Mafs Vater.

Eine solche Familiengeschichte ist Bürde und Geschenk gleichermaßen. Maf Räderscheidt nutzte sie als Starthilfe in ein Leben, in dem die Bildende Kunst und soziales wie politisches Engagement eine Einheit bilden. Auch dort verwischen sich die Grenzen. Tierschutz, Flüchtlingshilfe, Umweltschutz, Behinderte, Senioren und Kinder haben einen vergleichbaren Stellenwert für sie. Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen wecken ihren Kampfgeist.

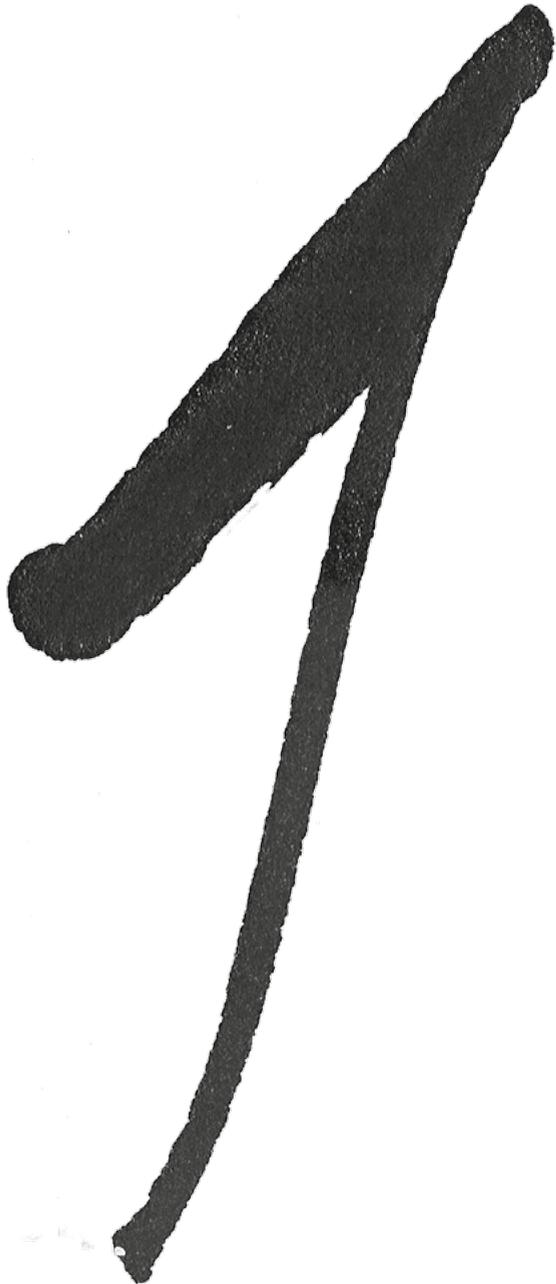
Ihr Studium an den Kölner Werkschulen in den Siebziger Jahren schloss Maf Räderscheidt mit dem Titel einer Meisterschülerin ab. Die ersten Ausstellungen waren kleinformatigen Radierungen gewidmet. Ihnen folgten großformatige Schwarz-Weiß-Zeichnungen, Arbeiten mit Pigmenten und, etwa seit der Jahrtausendwende, die altherwürdige Ölmalerei. Wer allerdings ihr Oeuvre über die Jahrzehnte verfolgt, wird eine überraschende Einheit in ihrer figurativen Bildsprache von der ersten Graphik über die Skulpturen bis zu den aktuellen Arbeiten entdecken.

Natürlich kostet diese Unabhängigkeit ihren Preis. Doch für Maf Räderscheidt ist die Freiheit ein Wert an sich. Denn

»Nichts als die Malerei« ist für sie mehr als eine schicke Postkartenphrase. Und so begibt sie sich auch nach 50 Jahren im Atelier immer noch tagtäglich mit nie endender Freude auf den Tanzboden ihres Kunstschaffens. Denn Malerei, so sagt sie und so lebt sie es, ist der Tanz des Pinsels mit dem Licht.

Stephan Everling





Der Tag erwacht.
Der Tag, der Morgen.

Das Bewusstsein setzt ein, manchmal in lustvoller Zartheit, dann in schonungsloser Klarsicht. Irgendwo zwischen Erschrecken, Einsicht und Farbwelt, noch trunken vom Träumen. Die Landschaft scheint sich im Dunkel draußen zu räkelnd, der Kater am Fußende des Bettes gräbt mit nadelspitzen Krallen die Landkarte seiner Bedürfnisse in meine Fußsohlen. Bedeutungsschweres Hundegähnen hinter meinem Himmelbett, auf dessen Pfosten noch Träume, Alp und Visionen der Nachtgespenster hocken, rülpsend, pöbelnd, nasebohrend.

Der Radiowecker ist außer sich, bewirbt mich rauschend und quiekend, hat immer eine schlechte Nachricht, immer eine böse Kunde für mich im morgendlichen Angebot. Frösteln Sommers, frieren im Winter, eisiges Entsetzen köchelt meine Sinne gar ...

Einer nach dem andern: wach!

Krieg in der Welt. Uneinsichtigkeit bei den Nachbarn, in der Welt und Gier nach Gewalt riechen böse, während unter der Decke noch die Lust am Verdrängen lockt.

Nein. Es kommt Tag. Gnome, Geister und Erinnerungen aus Träumen zurück in ihre Zwinger, die Gitter zu, die Fenster auf. Es ist jetzt Zeit zu handeln. Der Eifelbauer lässt den Traktor an, heute wird er wieder ausfahren. Gülle in Hülle und Fülle ausbringen. Heute werden Bienen sterben. Werden Windräder die Vögel angreifen. Jäger in diesen Minuten ihre automobilen Schlammpringer mit blutigen Lasten erloschenen, geopfert Lebens durch den Wald treiben, satte, gefräßige Motoren, und überhaupt, ich höre schon, Autos, von Zündschlüsseln motiviert, rotieren enervierend, und der Geräuschpegel schwillt an, die Stille verstummt.

Draußen ejakuliert die Mobilität voll leidenschaftlicher Hingabe, draußen, wo ich hinter dem Gewese die Wesen weiß.

Die ersten Sirenen vom Berg gegenüber, der sich weit hinter meinem Schlafzimmerfenster erhebt und jetzt noch in blaulila Schatten lagert, und nein, keine liebliche singende Schönheit mit ihrer Leier, sondern Feuerwehr, Notarzt, Rettungswagen.

Es ist die Straße, die ihre Opfer fordert. Bevorzugt verschlingt sie Motorradfahrer, aber wählerisch ist sie nicht. Manchmal frisst sie Familienfahrzeuge, ein junges Reh zum Dessert, dann wieder einen Radfahrer. Die Hauptmahlzeit sind schnelle Motorräder, die laut jaulend durchs Tal röhren, brünstig nach ihrem eigenen Blut heulen beim großen Überlebensroulette.

Das Salz der Tränen der Trauernden bildet den Passepartout, für Drängler unsichtbar, dauerhafter jedoch als alle Kreuze. Irgendwo leuchtet bald das Blaulicht vom Rettungswagen des Roten Kreuzes, das rhythmisch die Szene ausleuchtet. Vielleicht nimmt gerade der Polizei-Hauptmeister ein Handy von der Straße auf, das einen Anruf meldet. »Mama« steht auf dem Display. Der Polizeibeamte steckt es seufzend in eine Plastiktasche, denn Mamas Junge, zu seinen Füßen, ist tot, klemmt zerschnitten unter der Leitplanke. Er wird nie mehr antworten. Der Polizist arbeitet weiter, und die Dunkelheit wird transparenter, gibt Blicke frei, leider.

Und ich? Ich plane zu erwachen obwohl mich das Unglück gegenüber unbewusst schon berührt, das Ahnen von Drama, wenn die Lichter des Rettungswagens verlöschen, weil die Notwendigkeit zur Eile mit dem Lebenslicht erloschen ist, obwohl der technische Hilfsdienst erst kommt.

Im Morgennebel.

Gestalten, wo alles alles sein kann. Freundin, Mörder, Holz oder Hacke, bizarre Formen, die sich auf Nebelschleiern spreizen und in weichen Tropfen tauen, ein Vexierbild unseres Gewissens. Momentaufnahmen von Besinnlichkeit.

Sie alle werden sich im Tageslicht zu vollenden wissen. Sie alle werden sich preisgeben, anpreisen als Wirklichkeit, wenige werden hinsehen.

Aber jetzt, genau jetzt stehen die Eifel Fotografen bereit, das Versprechen ihrer Verheißung zu bannen. Jetzt lauern sie, warten staunend über so viel Schönheit in Geschenkfolie, kitschig, glamourös, glitzernd oder in Spitze, noch im Negligé im Nebelschleiertanz, auf den Moment, wo sie auf den Auslöser drücken und den Zauber des Lebens totfahl zerstören.

So viel Anmut tut weh, so viel Schönheit ist den Menschen nicht zumutbar. Wir ertragen die Perfektion nicht, das Genie ängstigt uns, und zuviel Gutes muss immer der Vermarktung dienen. Das scheint nicht nur Eifelgesetz zu sein, sondern Teile des menschlichen Gens zu diktieren. Ist die Aussicht schön, muss ein Luxushotel, am besten, damit es sich lohnt, gleich ein ganzes Wellnessdorf erbaut werden. Ist der Wald zu schön, muss er von Leuten zu durchfahren, zu durchloipen, zu durchmessen, schlicht: konsumierbar sein. Und vor allem Jagdrevier. Der Baum, der Pilz, der Douglassensaft, das Reh, das Mufflon, jeder Pelzträger dieser Schöpfung beweist so den Eigenwert, Schönheit ist der Werbeaufkleber, nicht sich selbst.

Der Mensch sinnt über Bauland, während irgendwo eine kleine Rotte noch lebender Wildschweine auf geradezu sexy Hufen schleunigst dem neuen Tag ins Dickicht zu entfliehen sucht. Wer will mit? Zum warmen Erdreich, zu weichen Moosen und Familienverband? Alle, sie streben weiter, ihr Überleben ist, nicht das Geheimnis zu lüften, die Tiefe zu erfahren, sondern den Kopf in die Wolken unter den Wurzeln, Flügel, über denen die Nebel vom Feinstaub beben und der Aufforderung zum Konsum, die mir immer noch schrill in die Ohren kreischt.

Das Schloss über mir wirft sein Nebelnachthemd ab. Kaffeemaschine, Katzen fauchen. Draußen fragen Vögel nach dem Tag, drinnen verstecken sich die Socken. Draußen reden sie von Hass und meinen Gier, drinnen wär ich gerne lieb gewesen.

Auf in Eisnebelwolken gekleideten Bergen reitet die Fantasie hinfort, deren Spitzen in Lichtmuster zerfließen, wie Tinte, die im Aquarell vergeht. Zartes Glitzern nimmt mich gefangen. Die Lieblichkeit wird zerschnitten von den Schattenstreifen der Jalousien, denn der Tag, wie immer, drängt. Er treibt zu Handlung und Eile, grob und vehement. Es wird, was immer auch geschieht, ein Tag, und die Wasserspeier am Kirchturm pfeifen darauf. Ihre Natternköpfe, Teufelsfratzen und Drachenmäuler treiben die Fledermäuse ein. Krähen, Tauben und Dohlen fliegen im Wechsel, erheben sich in die Schleier aus Nebel und Kaminrauch, trunken von Tau.

In der Stadt sind die letzten Säuer mittlerweile auf dem Heimweg, und der Geist der Gleichgültigkeit bedeckt sich mit Morgendunst aus den Kanaldeckeln, den Korken der Unterwelt. Gleich ist der Tag eingelärmt, die Nacht zum Wunsch, zur schönen Erinnerung geworden, die immer blaser wird und mit den Morgennebeln verfliegt.

Jetzt.

Unaufhaltsam erhellt er die nächtlichen Illusionen zur Leere. So viele Jahre, mit dem Pinsel als Florett auf den Barrikaden, auf dem spiegelnden Parkett Hoffnung, um hier und jetzt zu ahnen, dass es anders, ganz anders werden wird. Noch einmal ganz, ganz fest die Augen schließen, in die Wärme tauchen, als gäbe es ihn nicht, den Morgen.

Vor sich selbst die Schläferin mimen, als wäre dort kein Tag. Selbstbetrug üben. Ausschließen, was wichtig ist. Da draußen der allgegenwärtige Krieg, der sich wie ein Netz

über die Weltkugel zieht, als zeichne er neue, blutige Breitengrade auf den Globus. Nicht in die Gesichter blicken müssen, die mich aus den Nachrichten im Fernsehen angeblickt haben, flehend, von Menschen, die frieren, die klagen, zu Recht verzweifeln.

Schier endlose Karawanen von Tieren, die wir bald grausam schlachten werden. Viele tausend Geschöpfe, mehr als wir verdauen können, stets bereit, sie unter einer stinkenden Geruchsglocke aus Blut und dümmlicher Grausamkeit in der sich senkenden Katastrophe zu entsorgen, ohne Gewissen, wissentlich. Eine Diktatur der Dummheit, die Übermacht der Gleichgültigkeit, die seit Jahrtausenden Stärke und Macht als Gottheit verehrt, um selbst nicht denken zu müssen.

Unter der Biberbettwäsche, hinter den zusammengelegten Lidern, soll die Wirklichkeit mich lassen, da hascht das Hirn noch nach tröstlichen Traumfetzen, sonnen sich Schenkel warm an Schlafmief, bevor sie später im Schnee frieren oder die Zeckenbrücke zwischen Wald und Bauchnabel spielen werden. Die Zehen winken in Freiheit, denn das Leben kann so schön sein in der Geborgenheit.

Leben auf dem Land. Für immer die müden Schultern ohne Last auf glatte Laken gebreitet, böse Erinnerungen, gekreuzigt. Den Rücken freigehalten.

Aufstehen wird nicht leicht werden, meldet mein Gewissen. Bilder stören die Ruhe, immer Bilder.

Die Autowerkstatt. Ölverschmierte Hände, die artikulieren, bedauerliches Erklären, bedenkliches Wiegen von Mechanikerköpfen vor dunklem Hintergrund, unter dem aufgebocktem Vehikel meiner Freiheit inszeniert, während im Hintergrund adrette Damen in einem Glaskasten vor Computern mit abwesenden Blick an grünlichen Bildschirmen haften. Die neuen Karossen, die Alleen in der Halle bilden,

sind nicht dafür gedacht, Farben oder Fundtiere zu fahren. Sie nutzen als funkelnder Besitz den Benutzern, riechen nach Neu und Chemie und Bewunderung, tragen Schilder mit vielstelligen Zahlen an der Windschutzscheibe, bei mir ist es ein Steinschlag. Und die Bremse, die der Aufmerksamkeit bedarf.

Dann taucht das Bild des Zahnarztes auf, der meinen selbstbetrügerischen Rückzug kopfschüttelnd stört, während seine hellen, wissenden Augen in der dunklen Ruine meines Mundes auf Streife gehen. Die Szenarien, die im Erwachen auf mich einstürmen, eine wahre Pandorabüchse schlechter Geschichten, werden selten so grausam Wirklichkeit wie erwartet. Meist sind sie schlimmer.

Wenn ich erst da draußen sein werde, dann werde ich sie alle weglächeln oder wegmalen, nicht wahr? Ja, ganz sicherlich werde ich das. So glaube ich, in der Höhle des Schlafes die Sicherheit unter meiner Bettdecke eingefangen zu haben. Und ich habe Recht. Für diesen Moment der Selbsttäuschung ist diese Warnung für einen Augenblick eine Ewigkeit im Schlaf.

Noch werfe ich das Lasso nach den letzten Träumen, noch suche ich das Ende des Fadens meiner Traumgewebe, die sich so weich angefühlt haben, mit all meinen Liebsten in nie endenden Räumen. Die im Nirgendwo, in Kuckucksnestern, Bunkern, Pavillons oder Luftschlössern die Lösung für alle meine Lebensprobleme zu bieten schienen, all die kleinen und liebenswerten Gefängnisse meines Geistes mit fröhlichen Melodien zum Tanz führten, wenngleich mir die Bedrohung schon auf den Fersen folgte.

Ich war das Wild auf der Treibjagd meines Lebens. Ich war es selbst, die kleinen, bunten Hufe in eisernen Fangeisen, im ewigen Traum meiner eigenen Gemälde plötzlich freigelassen.

Keine Gnade, festklammern geht jetzt nicht. Verwöhnt von meinem Mut wage ich mit offenen Augen unbequeme Schritte in den Tag. Draußen weht der Wind die Wärme weg, fröstelt das Licht silbrig auf und ab, flanirt durch die Schatteninseln des Morgens. Düstere Douglasienzweige drohen herein, viel zu nah, unberechenbar. Sind sie bei dem Sturm letzte Nacht wieder auf das Dach geweht worden und haben die Schindeln zerschlagen, so dass der Schnee oben auf dem Dachboden auf meine Schätze rieselt? Die Bücher, alte Kleider, Kunst, Kuriositäten und Koffer, dazwischen türmen sich die Landschaften kalter Kristalle. Der Gedanke friert mich, und ich kleide mich an.

